



**NICHOLAS
PETRIE**

DRIFTER

**SUHRKAMP
THRILLER**

suhrkamp taschenbuch 4679

**NICHOLAS
PETRIE
DRIFTER**

Thriller
Aus dem amerikanischen Englisch
von Thomas Stegers

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *The Drifter* bei G. P. Putnam's Sons. An imprint of Penguin Random House, New York.

Die Übersetzung des Mottos auf S. 7 folgt dem Band: Antonio Machado: »Nuevas canciones/Neue Lieder 1917-1930«. Gedichte und Prosa. Herausgegeben, aus dem Spanischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Fritz Vogelgsang. Ammann Verlag, Zürich 2007.

Erste Auflage 2016
suhrkamp taschenbuch 4679
Deutsche Erstausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2016
© 2015 by Nicholas Petrie

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlagfoto: Pawel Gaul/Getty Images

Composing-Element: Fine Pic[©], München

Umschlag: Werbeagentur ZERO, München

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46679-7

Drifter

*Caminante, no hay camino.
Se hace el camino por andar.*

*Wanderer, da ist kein Weg,
Ein Weg entsteht, wenn man geht.*

Antonio Machado

Prolog

Der Mann in der schwarzen Canvas-Jacke

Eine kleine verchromte Glocke am Türpfosten kündigte ihn an. In der verblichenen, schwarzen Leinenjacke wirkte er unförmig, die John-Deere-Basecap hatte er tief ins Gesicht gezogen. Dabei gab es hier keine Überwachungskameras. Harder's Grange war ein Geschäft für landwirtschaftlichen Bedarf, irgendwo am Ende der Welt.

Sein Blick fiel auf eine Resopaltheke, eine Kanne mit angebranntem Kaffee und einige Stühle für wartende Kunden oder für Stammgäste, die Gesellschaft suchten. Bekanntlich dienten solche Orte häufig als Treffpunkt ortsansässiger Farmer, die meist ein einsames Leben führten. Er war selbst auf einer Farm aufgewachsen, allerdings nicht in diesem Bundesstaat.

Hinter der Theke stand ein wettergegerbter Mann, Anfang sechzig, in einem rotkarierten Hemd. Er blickte von seinem Vampirroman zu seinem einzigen Kunden auf und steckte eine Broschüre des Landwirtschaftsministeriums als Lesezeichen zwischen die Seiten.

Der Mann in der Jacke setzte eine freundliche Miene auf. »Guten Morgen«, sagte er.

»Könnte nicht besser sein«, erwiderte der Mann hinter der Theke, und sein breites gutgelauntes Lächeln schob die Falten in seinem Gesicht zu einer neuen Landschaft zusammen. »Was kann ich für Sie tun?«

»Meine Mutter hat ein Grundstück in der Nähe von Monroe gekauft«, antwortete der Mann in der Jacke. »Sie braucht Dünger für ihren Garten.«

»Da sind Sie hier genau richtig. Wir haben alle möglichen Sorten. Was für Dünger brauchen Sie?«

»Ich habe versucht, sie zu überreden, Mist zu nehmen, aber sie kann den Geruch nicht ausstehen. Sie will zweitausend Quadratmeter bepflanzen.«

Der Mann hinter der Theke pfiß anerkennend. »Zweitausend Quadratmeter? Ganz schön großer Garten.«

»Meine Eltern hatten zweihundertfünfzig Hektar mit Sojabohnen und Weizen in Princeton County, Illinois. Zweitausend Quadratmeter sind für meine Mutter ein Klacks.« Er zuckte mit den Schultern. »Seit mein Vater tot ist, braucht sie eine Beschäftigung.«

Der Mann hinter der Theke nickte mitfühlend.

»Jedenfalls hat sie auf der Farm immer Prairie King verwendet, die Sorte vierundsechzig null null. Zwei Beutel reichen doch für zweitausend Quadratmeter, oder?«

Der Mann hinter der Theke musterte ihn. Er war wohl eher Ende sechzig, doch seine braunen Augen leuchteten klar und blickten konzentriert.

Das ist immer der Moment, dachte der Mann in der Jacke.

Er hatte eine gute Geschichte erzählt.

Er sah überzeugend aus. Er hörte sich überzeugend an.

Doch Landwirtschaft und Handel mit Agrarbedarf waren eine Angelegenheit zwischen Einheimischen, und der Mann hinter der Theke kannte sein Gesicht nicht, was hier viel zählte.

Besonders seit 1995. Mehr noch seit 2001.

Schließlich sagte der Verkäufer: »Das ist Ammoniumnitrat, junger Mann. Das kann ich nicht jedem x-Beliebigen verkaufen, und wenn es nur hundert Pfund sind. Es gibt Regeln für das Zeug. Haben Sie Ihre gelbe Karte dabei?«

»Oh ja, natürlich«, sagte der Mann in der Jacke und blickte verlegen. »Einen Moment, hier müsste sie sein.« Er zog eine Brieftasche hervor, ein Mäppchen aus abgegriffenem Ballistic-Nylon mit Camouflage-Muster. Selbst die Brieftasche war sorgfältig zusammengestellt worden, um glaubwürdig zu wirken.

Er holte seinen Führerschein heraus sowie eine laminierte gelbe Karte, die staatliche Genehmigung für den Erwerb bestimmter Düngemittel und Pestizide. Die Anmeldegebühr hatte 44 Dollar betragen, der gefälschte Führerschein erheblich mehr gekostet.

Eingehend prüfte der Mann hinter der Theke beide Ausweise, sah vom einen zum anderen, hin und her.

»Scheint in Ordnung«, sagte er schließlich. »Nehmen Sie es nicht persönlich. Und Sie bekommen nur hundert Pfund – ja, ich weiß, aber dem Staat ist es todernst damit.« Er schob dem Mann in der Jacke die beiden Ausweise über die Verkaufstheke zu und grinste ihn breit an. »Man möchte schließlich nicht, dass irgend so ein scheiß Sozi das Zeug in die Hände kriegt.«

Der Mann in der Jacke erwiderte das Grinsen.

»Nein, Sir«, sagte er. »Auf keinen Fall.«

Der Mann hinter der Theke tippte die Bestellung in einen uralten Computer und kassierte das Geld. Er wies seinem Kunden den Weg nach hinten zur Laderampe, wo er sich den Dünger abholen konnte.

Zehn Minuten später bog der Mann in der schwarzen Canvas-Jacke mit dem alten blauen Ford Pickup auf die Landstraße und fuhr in nordöstliche Richtung weiter.

Es war sein zweiter Halt an diesem Tag.

Noch drei weitere bis Einbruch der Nacht.

Genau im Zeitplan.

Fast fertig.

1. Teil

Unter der Veranda lag ein Pitbull, der nicht hervorkommen wollte.

»Der Köter ist seit Wochen hier, Sir«, sagte der junge Charlie Johnson. »Er hat schon alle Katzen und Hunde in der Gegend gefressen. Ich kann nicht mal mehr meinen blöden kleinen Bruder nach draußen lassen.«

Das über hundert Jahre alte Haus stand auf einem schmalen Grundstück und hatte, wie dieses ganze heruntergekommene Viertel in Milwaukee, schon bessere Tage erlebt. Es war Anfang November, nicht warm, nicht mal für diese Breitengrade. Die Blätter waren bereits abgefallen, die Bäume, die das Haus überragten, kahl.

Dafür schien die Sonne, immerhin, und der Himmel schimmerte in einem blassen morgendlichen Blau. Kein Morgen für statisches Rauschen. Absolut nicht.

»Wie groß ist der Hund denn?«, fragte Peter Ash.

Charlie schüttelte den Kopf. »Ich hab ihn noch nie aus der Nähe gesehen, Sir. Und nie bei Tageslicht. Aber er ist verdammt groß, das kann ich Ihnen verraten.«

»Habt ihr nicht das Tierheim angerufen?«

»Doch. Mama hat angerufen«, sagte Charlie. »Zwei Männer waren hier. Sie haben einen Blick unter die Veranda geworfen und sind sofort wieder in ihren Truck gestiegen und weggefahren.«

Charlie trug eine Schuluniform: hellblaues Hemd, dunkelblaue Polyesterhose, blank geputzte schwarze Schuhe an den übergroßen Füßen – ein typischer schwächlicher Zwölfjähriger, der sechs Mahlzeiten am Tag verdrückte und immer noch Hunger hatte.

Nur seine Augen waren älter als er. Ihnen entging nichts.

Gerade waren sie auf Peter Ash gerichtet.

Peter hockte auf einer Werkzeugkiste aus Holz, die knochigen Hände auf den durchgeschauerten Knien seiner Arbeitsjeans, und spähte durch die schmale Luke, die in die verrottete Verandaverkleidung aus Kiefern-latten geschnitten war. Der Hund hörte sich tatsächlich an, als wäre er sehr groß. Peter vernahm ein Knurren aus der Finsternis. Wie ein Panzer im Leerlauf, nur lauter.

Unter dem Fahrersitz seines Pickups lag eine .45er, aber er wollte sie nicht benutzen. Der Hund konnte ja nichts dafür. Er war hungrig, ängstlich und allein, und er hatte nur seine Zähne.

Andererseits hatte Peter Charlies Mutter Dinah versprochen, die verfaulten Stützpfeiler der alten Veranda zu reparieren.

Den Pitbull hatte sie nicht erwähnt.

Peter konnte es ihr nicht vorwerfen.

Ihr Mann hatte sich umgebracht.

Und es war Peters Schuld gewesen.

Peter war schlank und langgliedrig, nur Muskeln und Knochen, kein überflüssiges Fett. Schmales kantiges Gesicht, spitze Ohren, dunkles Haar, die widerspenstigen Strähnen eines wuchernden Igelschnitts. Er hatte die nachdenklichen Augen eines Werwolfs eine Woche vor der Verwandlung.

Irgendetwas an ihm war immer in Bewegung; selbst jetzt, als er auf der Werkzeugkiste saß.

In acht Jahren hatte er in zwei Kriegen gekämpft, an mehr Einsätzen teilgenommen, als ihm lieb war. Die Speerspitze. Im Januar würde er einunddreißig.

Als er sich vorbeugte, um durch die Luke unter die Veranda zu gucken, spürte er an der Schädelbasis zischend das Weiße Rauschen aufschlagen. So nannte er diesen feinkörnigen Effekt, mit dem er jetzt leben musste. Ein vages knisterndes Unwohlsein, ein dissonantes Geräusch am Rand der Hörbarkeit. Gar nicht mal unangenehm. Noch nicht. Das Rauschen erinnerte ihn bloß daran, dass er nicht hineingehen sollte.

Es würde sowieso nur schlimmer werden, warum sich also nicht gleich an die Arbeit machen.

Der Kriechkeller unter der Veranda war knapp einen Meter hoch und etwa vier mal vier Meter groß, der Boden bestand aus loser Erde. Ungefähr die Ausmaße von vier frisch ausgehobenen Gräbern. Der Gestank war widerlich, schlimmer als Soldatenfüße nach zwei Monaten auf einem Gefechtsposten. Aber nicht so schlimm wie eine zwei Wochen alte Leiche.

Seitlich sickerte Licht zwischen den Latten hindurch, doch die hinterste Ecke lag im Schatten, irgendwelches ausrangiertes Zeug sammelte sich dort. Und dann das Knurren des Hundes, er spürte es förmlich durch die Schuhsohlen hindurch.

Es wäre schön, die Sache ohne allzu viele Bisswunden hinter sich zu bringen.

Er holte eine kabellose Arbeitsleuchte, ein robustes Seil und ein Rundholz aus seinem Pickup. Das Rundholz war ein Stück eines alten Handlaufs, Weißeiche, fünf Zentimeter Durchmesser, knapp einen halben Meter lang. Es lag gut und fest in der Hand. Ein Vorteil, wenn man etwas so unsäglich Dämliches vorhatte wie er.

Begleitet vom Knurren aus dem Kriechkeller, setzte er sich wieder auf die Werkzeugkiste und zog sein Taschenmesser hervor. Der junge Charlie Johnson schaute ihm zu.

Peter war nicht scharf auf Publikum. Es konnte hier nämlich noch sehr unangenehm werden.

»Hast du nichts zu tun, Charlie? Musst du nicht zur Schule oder so?«

Charlie sah auf die billige Digitaluhr an seinem schmalen Handgelenk. »Nein, Sir«, sagte er. »Noch nicht.«

Peter schüttelte den Kopf. Es war ihm nicht recht, aber er konnte es verstehen. Er benahm sich ja beinahe selbst wie ein Zwölfjähriger.

Er schnitt drei kurze Stricke von dem Seil ab. Dann knotete er je einen Strick an die Enden des Handlaufs und zog den dritten Strick und den verbliebenen, etwa drei Meter langen Rest durch eine Gürtelschleife an seiner Hose, um sie bei Bedarf griffbereit zu haben.

Er sah wieder auf zu Charlie. »Es ist besser, du gehst, mein Junge. Ich möchte dich nicht dabeihaben, falls etwas schiefläuft.«

»Ich bin kein dummer Junge, Sir!«, sagte Charlie. »Ich bin der Mann im Haus.« Er griff hinter die offenstehende Haustür, holte einen Baseballschläger aus Aluminium hervor und demonstrierte seinen Schwung. »Das ist meine Veranda. Und die von meinem kleinen Bruder. Ich gehe nirgendwohin.«

Genau den gleichen Gesichtsausdruck hatte Charlies Dad hinter dem Kaliber-50-Geschütz des Humvees gehabt. Weit geöffnete Augen, bereit, es mit jedem Scheißkerl aufzunehmen, der sich ihm mit einem Granatwerfer, einer Kalaschnikow oder sonst was in den Weg stellte. Doch wenn seine Frau Dinah ihm Cookies schickte, dachte Big Jimmy Johnson – von den Witzbolden seiner Einheit unweigerlich Big Johnson oder einfach nur Big genannt – an sich zuletzt.

Peter vermisste ihn.

Er vermisste sie alle. Die Toten und die Lebenden.

»Okay, Charlie«, sagte er. »Das respektiere ich.« Er richtete seine Augen auf den Jungen. Fixierte ihn. »Aber wenn der Hund sich losreißt, machst du, dass du ins Haus kommst, ist das klar? Und wenn du mich mit dem Knüppel da schlägst, werde ich sehr ungemütlich.«

»Yessir.« Charlie nickte. »Ich kann nichts versprechen, Sir. Aber ich gebe mir Mühe.«

Peter musste innerlich lachen. Wenigstens war der Junge ehrlich.

Jetzt brauchte er sich nur noch zurückzulehnen und die Holzlatten an einer Seite einzutreten, damit mehr Tageslicht in den Kriechkeller fiel. Der Raum war immer noch eng, der Panzer hinten im Dunkeln wurde lauter. Aber der Hund war nicht zu sehen. Er musste sich hinter den Müllhaufen in der Ecke zurückgezogen haben.

Nicht, dass es etwas geändert hätte. Er wollte sich nicht vor der Aufgabe drücken. Nur so vorgehen, dass er sie erfolgreich bewältigen würde.

Ein metallischer Geschmack wie Blut füllte seinen Mund. Er spürte, wie das Adrenalin ihm Auftrieb gab, ihn beflügelte. Die Vorbereitung des Körpers auf Kampf oder Flucht. Es war hilfreich.

Als er unter die Veranda spähte, stieg das Rauschen noch stärker an. Es lag nicht an dem knurrenden Hund, vielmehr an dem geschlossenen Raum. Das Rauschen zehrte an seinen Nerven, brachte sein Herz zum Rasen, verengte ihm die Brust, schrie nach Beachtung. Es wollte, dass er draußen blieb, im Freien, im Tageslicht.

Peter atmete tief durch, nahm den Knüppel und schlug damit gegen den Holzrahmen der Veranda. Es klang wie ein primitives Musikinstrument.

Er lächelte, trotz allem.

»He, Hund«, rief er in die Finsternis. »Pass auf, ich komme!«